

Erstbetritt täglich Abends
Son- und Festtage ausgenommen. Bezugspreis vierteljährlich
bei der Geschäfts- und den Ausgabestellen 1,80 Mk., durch Boten ins
Haus gebracht 2,25 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk., durch
Briefträger ins Haus 2,42 Mk.

Anzeigengebühr
die 6 Spalten, Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg., für hiesige
Geschäfts- und Privatanzeigen 10 Pfg., an bevorzugter Stelle
(hinten Text) die Kleinzeile 30 Pfg. Anzeigenannahme für die
Abends erscheinende Nummer bis 2 Uhr Nachmittags.

Thorner

Ostdeutsche Zeitung.

Schriftleitung: Brückenstraße 34, 1. Etappe.
Druckzeit 10—11 Uhr Vormittags und 3—4 Uhr Nachmittags.

Anzeigenannahme für alle auswärtigen Zeitungen.
Fernsprech-Anschluß Nr. 46.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.
Öffnet von Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr.

Für die Monate November und
Dezember kostet die
Thorner Ostdeutsche Zeitung
nebst dem **Täglichen Unterhaltungsblatt** und
dem **Illustrierten Sonntagsblatt** durch die Post
Mk. 1.34, in den Ausgabestellen Mk. 1.20.
Bestellungen nehmen alle Postämter, die Land-
briefträger, unsere Ausgabestellen und die Geschäfts-
stelle, Brückenstraße 34, entgegen.

Stimmungsbild aus dem Reichstage.

(Nachdr. verb.) in Berlin, 25. Oktober.

Ein beschlußunfähiges Haus! Und
mehr als das: ein Haus, nicht stärker besetzt,
wie bei der Beratung des aussichtslosesten sozial-
demokratischen Initiativ-Antrages! Höchstens ein
halbes Hundert Reichsboten wohnten der heutigen
Sitzung bei, wovon die starke Hälfte auf die
äußerste Linke entfiel, und vielleicht noch ein
viertel Hundert weilte in den übrigen Räumen
des großen Gebäudes, um ab und zu den Kopf
in den Sitzungssaal hineinzustecken. Wenn auch
niemand am letzten Wochentage, an dem es
obendrein zu Abstimmungen nicht kommen konnte,
ein stark besetztes Haus erwartet hatte, so war
es doch überraschend, eine Situation zu finden,
in der die Sozialdemokraten schließlich machen
konnten, was sie wollten; das ist kein gutes
Vorzeichen für den Standpunkt derer, die immer
noch hoffen.

Es giebt in der That auch heute noch
Leute, die immer noch hoffen, und zwar findet
man sie vornehmlich in der — Regierung.
Diese Thatsache geht ja zunächst schon daraus
ganz deutlich hervor, daß die Verhandlungen
noch weiter geführt werden, trotz der für die
Regierung unannehmbaren Beschüsse. Heute
sprach es aber der Landwirtschaftsminister Herr
v. Pöbbecke auch ausdrücklich aus, daß
sich ein Weg finden müsse und werde, um die
große Aufgabe zu lösen. Da er zugleich die von
der Kommission vorgeschlagenen Mindestzölle für
Bieh, die zweifellos Annahme finden werden, für
unannehmbar erklärte, so hofft der Minister
also, daß die Mehrheit bei der 3. Lesung ein-
lenken wird, trotz der entriesteten Zurückweisung,
die diese Zumutung bisher bei ihr gefunden hat.
Aber das ist ja eine Frage, von der es sehr
zweifelhaft ist, ob sie überhaupt jemals praktisch
wird. Viel wichtiger ist, daß gar keine Aussicht
besteht, den Entwurf zur 3. Lesung oder gar
durch diese hindurch zu bringen. Die Hoffnung,
daß das doch gelingen könnte, hat sich neu
belebt durch die unerwartete Zurückhaltung, die
sich die äußerste Linke bisher in dem „Gebrauch
der geschäftsordnungsmäßigen Mittel“ aufgelegt
hat. Aber man glaube doch ja nicht, daß darin
eine prinzipielle Abwendung von der Obstruktion
zu erblicken sei. Die Opposition kann es sich
aber leisten, sich in dieser Beziehung von der
liebenswürdigen Seite zu zeigen, weil sie der
Erreichung ihres Zieles auch so sicher ist. Sollte
diese Sicherheit wankend werden, so wird sich
die äußerste Linke durchaus nicht genieren,
andere Seiten aufzuziehen. Bebel hat ja den
Kriegsplan heute ganz klar vorgezeichnet: Wir
treiben keine Obstruktion, wir verlangen
nur, daß jede Position des Tarifs
gründlich beraten wird und daß zweitens
das Volk draußen bei jeder Position genau
erfährt, wie der einzelne Abgeordnete dazu steht,
daß also diese Stellungnahme in namentlichen
Abstimmungen konstatirt wird. Das ist doch
deutlich genug! Und dagegen ist auch mit einer
Abänderung der Geschäftsordnung, mit der jetzt
vielleicht kollektirt wird, nichts auszurichten.
Rechnen wir, daß für jede Position auf diese
Weise durchschnittlich nur 1½ Stunden gebraucht
werden, so ergibt das einen notwendigen Zeit-
aufwand von noch 1410 Stunden — etwa
200 langen Sitzungen. Bis zum Ende
der Legislaturperiode haben wir aber nicht ein-
mal mehr 200 Wochentage, und in diesen soll
nicht nur auch noch der Etat fertiggestellt werden,
sondern in diesen Abschnitt fallen auch noch die
drei großen Feste mit ihren unvermeidlichen

Ferien! Diese Zahlen haben sich die Sozial-
demokraten sehr wohl berechnet und haben es
deshalb leicht, jetzt großmütig zu sein und dafür
sogar Lobsprüche von der Rechten einzuernten!
Auch heute waren sie großmütig, indem sie die
Sitzung zu ihrem natürlichen Ende gelangen
ließen, denn sie hatten es in der Hand, sie nach
der Bebel'schen Rede zu sprengen.

Bebel war heute ganz in seinem Element.
Er hielt eine seiner besten Reden. Trotz ihrer
Dauer von 3¼ Stunden entwickelte er bis zuletzt
die Beweglichkeit eines begeisterten Jünglings.
An Zeitauflauf hat er dabei seinen Genossen
Antrieb nicht ganz erreicht; da er aber mit fabel-
hafter Schnelligkeit spricht, so ist auch die
quantitative Leistung eine bedeutend größere.
Das Thema der Biehzölle, mit dem er das
der Fleischzölle verknüpfen konnte, lag ihm
vortrefflich, er charakterisierte die Zollfrage nicht
nur als Ausfluß einer über alles erlaubte Maß
hinausgehenden Habgier und als schwere Schäd-
igung der Gesundheit, Beharrlichkeit und
Konkurrenzfähigkeit der Nation, sondern wies
auch daraufhin, daß der Zolltarif ein langsames
Verhungern von Tausenden von Arbeiterfamilien
bedeutet. Jeden, der einen Zollfreund bei den
nächsten Wahlen wählt, erklärte er für einen
Selbstmörder und für einen Mörder der eigenen
Familie.

Außer Bebel sprach aus dem Hause nur noch
Abg. Gamp (Rp.), der sich gegen die Aus-
führungen Bebel's wandte und dabei so in Er-
regung geriet, daß er sich einen Ordnungsruf
holte. Auch Vertreter der preussischen,
bayerischen und sächsischen Regierungen haben sich
veranlaßt, einige Aeußerungen Bebel's richtig zu
stellen, wobei der Husarengeneral a. D. und
jetzige Landwirtschaftsminister v. Pöbbecke
durch einige allzu kühne Saxonstruktionen große
Heiterkeit erweckte und wieder einmal bewies, daß
er sich von der deutschen Grammatik nicht „vor
den Bauch stoßen läßt.“

Deutsches Reich.

Der Kaiser ist gestern früh ¼ 8 Uhr von
Blankenburg in Berlin eingetroffen und hat sich
nach dem königlichen Schlosse begeben. Die
Jagden in Blankenburg waren von dem herr-
lichsten Wetter begünstigt.

Einweihung. Am Sonntag vormittag
11 Uhr wurde in Neu-Weißensee bei Berlin die
unter dem Protektorat der Kaiserin erbaute
Bethanienkirche in Gegenwart des Kaiser-
paares eingeweiht.

Der sächsische Staatsminister Dr.
Rüger verunglückte durch Sturz und erlitt
einen Armbruch.

Klausch und Expressung. Man er-
innert sich noch einer romantischen Geschichte, die
vor einiger Zeit die Kunde durch die europäische
Presse machte und nach welcher der deutsche
Kronprinz bei seinem Besuche in England
eine junge Amerikanerin kennen gelernt
und sich heimlich mit ihr verlobt habe. Diese
höchst unglaubwürdige Geschichte erhält jetzt eine
eigenthümliche Fortsetzung. Wie aus Paris
telegraphirt wird, brachte Donnerstag morgens
ein Blatt die Mitteilung, der Votschaster
Deutschlands habe gegen ein Pariser
Journal die Klage eingebracht, da dasselbe
von ihm eine Summe von 50000
Franken unter der Drohung verlangt habe,
sonst eine Campagne fortzusetzen, welche das
Blatt bereits im Sommer begonnen habe. Es
handelt sich um die angebliche Verlobung
des deutschen Kronprinzen mit einer
jungen Amerikanerin, Miss Deacon, welche der
deutsche Kronprinz bei seinem Besuche in England
auf dem Schlosse des Herzogs von Marlborough
kennen gelernt hat. Aus dieser Begegnung war
hier ein ganzer Roman gesponnen worden.
Er wurde unterbrochen und sollte nun seine Fort-
setzung in dem betreffenden Blatte erfahren. An
unterrichteter Stelle wird versichert, der deutsche
Votschaster, Fürst Radolin, hätte keinerlei
Interesse gehabt, eine Klage einzubringen. Es
scheint vielmehr, daß die Mutter des in Frage

kommenden jungen Mädchens, Frau Deacon, die
Klage gegen dieses Journal erhoben hat, um der
dem Rufe ihrer Tochter abträglichen Veröffentlichung
ein Ende zu machen. Ferner wurde er-
zählt, ein Journalist, Charles Laurent, sei
verhaftet worden. Nach einem Kölner Tele-
gramm kann der Pariser Korrespondent der
„Köln. Ztg.“ auf Grund von Erkundigungen an
zuständiger Stelle, also wohl beim Votschaster
selbst, erklären, daß an der Nachricht von einem
Expressungsversuche des „Matin“ gegen
den deutschen Votschaster kein wahres
Wort ist.

Ueber eine amtliche Anerkennung
der Fleischnot wird dem „Vorw.“ aus
Dresden berichtet. Ein Wiener Großschlächter
schickte wegen der hohen Fleischpreise in Deutsch-
land und namentlich in Dresden versuchsweise
elf geschlachtete Schweine nach Dresden. Er richtete
deshalb an die Kreishauptmannschaft Dresden
das Gesuch um Befreiung von den Fleischbeschau-
Gebühren, weil sein Fleisch bereits im Wiener
Schlachthof untersucht und für gesund befunden
worden wäre. Die Kreishauptmannschaft ge-
währte den Gebühren-Nachlaß. Der Rat der
Stadt Dresden beschloß darauf, beim Ministerium
des Innern um allgemeine Dispensation von der
Vorschrift des § 5 des Ortsgesetzes zur Durch-
führung der landesgesetzlichen Vorschriften für
die Schlachtvieh- und Fleischschau in Dresden
vom 12. Juni 1900 zu petitionieren. Die
Dresdener Stadtverordneten schlossen sich dem
Gesuch am Donnerstag an. Da das Ministerium
von vornherein seine Zustimmung erteilt hat, so
wird nunmehr alles österreichische Fleisch, das
von der österreichischen Veterinärkontrolle als ge-
sund bezeichnet worden ist, in Dresden von der
Fleischschau und der dadurch entstehenden Ver-
teuerung befreit sein. — Als Beweis, wie groß
der Viehmangel ist, führt die „Allg. Fleischzeitg.“
an, daß am Sonnabend auf dem Berliner
Viehhof aufgetrieben waren 2673 Rinder und
6977 Schweine gegen 5412 Rinder und 8900
Schweine am 27. Oktober 1900.

Die Zahl der Sitzungsteilnehmer
hat im Reichstage von Dienstag bis Sonn-
abend in erschreckender Weise abgenommen:
Dienstag 350, Donnerstag etwa 320, Freitag
etwa 220, Sonnabend 50 und einige. In Be-
ginn der Sitzung hätten die Anwesenden nicht
einmal die kleine Minderheit darstellen können,
die am ersten Abstimmungstage für den Antrag
Wangenheim eintrat.

Anlässlich der Errichtung der staats-
wissenschaftlichen und juristischen
Fakultät und Erhebung der Akademie
Fakultät zur Universität war die Stadt
reich geschmückt. Zur Einleitung der Feier fand
am Freitag ein Fackelzug der gesamten
Studentenschaft statt. Vor dem Schlosse hielt
ein Student eine Ansprache an den Kultus-
minister Dr. Studt, dem zu Ehren der Zug
statisand. Der Minister brachte ein Hoch auf
den Kaiser aus. — Sonnabend vormittag
sanden in der Domkirche und in der evangelischen
Erlöserkirche Festgottesdienste statt. Es nahmen
Vertreter von sämtlichen preussischen Universitäten
teil.

Selbst in konservativen Kreisen
erregt der Ausgang des Trafehner
Prozesses schwere Bedenken. So schreibt der
„Reichsbote“: Das Urteil in dem Trafehner
Prozess hat in weiten Kreisen große Ueber-
raschung hervorgerufen, da man nach den im
Prozess dargelegten tatsächlichen Umständen
namentlich in Bezug auf die Schulverhältnisse
weltgehende Geltendmachung mildernder Umstände
erwartet hatte. Zur Aufdeckung thät-
sächlicher Mißstände bleibt doch meist
kaum ein anderer Weg übrig, als die
Presse. Versäumt das die Presse, weil ihr
diese Mißstände nicht bekannt waren oder weil sie
diese nicht strikte beweisen konnte, wie in den
Vorfällen der letzten Jahre, so wird das der
Presse dann zum Vorwurf gemacht; thut sie es
aber, so wird sie vor den Richter geschleppt und
es wird ihr meist sogar die Geltendmachung be-
rechtigter Interessen versagt, und harte Strafe ist,

selbst wenn es wahr ist, was sie gesagt,
und sie nur im Ausdruck sich vergriffen hat,
ihr Los.

Einen neuen Zwischenfall zwischen
Venezuela und dem Deutschen Reich
glaubt der „New-York Herald“ melden zu können.
Er berichtet aus Port of Spain, daß Venezuela
bei der deutschen Gesandtschaft gegen das Er-
scheinen des deutschen Kanonenbootes „Panther“
auf dem Orinoco Einspruch erhoben hat. Der
„Panther“ hatte von Port of Spain 125 Post-
beutel und zehn deutsche Frauen, die seit drei
Monaten von ihren Familien getrennt waren,
mitgenommen. Die deutsche Gesandtschaft hat
geantwortet, die Blockade habe niemals existiert,
und Deutschland beabsichtige, seine Interessen in
Venezuela zu schützen.

Ausland.

England.

König Eduard hat am Sonnabend mit
seiner Gemahlin den infolge seiner Erkrankung
verschobenen Festzug durch die City von
London unternommen. Die Stadt hatte reichen
Flaggenschmuck angelegt. Viele Tausende
Schaufestzüge trafen aus den Vorstädten ein und
nahmen in den Straßen, durch die sich der Zug
bewegte, Aufstellung. Die Frühzüge brachten ein
großes Aufgebot von Truppen aller Waffen-
gattungen, auch Matrosen der Flotte, die längst
der Feststraßen Spalier bildeten. In der City
und dem Westend herrschte ein außerordentliches
Gedränge; überall waren die Fenster und
Tribünen seit dem frühen Morgen dicht besetzt.
Der König und die Königin verließen den
Buckingham-Palast kurz nach 12 Uhr bei etwas
trübem, aber mildem Wetter. Eine große
Menschenmenge, welche stundenlang in den
Straßen geharrt hatte, begrüßte das Herrscher-
paar mit herzlichen Zurufen. Kurz nach 1 Uhr
trafen die Herrschaften in der Guildhall ein,
wo sie mit dem Lordmayor und der Stadt-
verwaltung das Frühstück einnahmen. Der
König trug Feldmarschallsuniform und fuhr mit
der Königin in einer offenen, von acht creme-
farbenen Pferden gezogenen Staatskarosse.

Afrika.

Ueber die Lage in Südafrika gehen
der „Voss. Ztg.“ zufolge den „Daily News“
sehr düstere Berichte zu. Die zurückge-
kehrten Kriegsgefangenen befanden sich in sehr
erster Stimmung; viele von ihnen stehen vor
der Thatsache, daß ihre Familien in den Zu-
fluchtslagern ausgestorben sind. Die Farben
Transvaals und des Oranjesfreistaats werden
allenthalben getragen, die Durenhymne werde
jetzt auch in den holländischen Städten der Kap-
kolonie gesungen, wo sie vor dem Kriege niemals
gehört wurde. Das britische Element sei wegen
der geplanten hohen Besteuerung der Goldminen
nicht minder mißvergnügt. Die britischen
Offiziere sagen: „Wir halten das Land, aber
nicht die Leute darin.“ Nur eine Politik der
Geduld, Mäßigung und einer freien Regierung
könnte nach Ansicht des Berichterstatters die Lage
für das Reich retten.

Die Kämpfe in Somaliland. Das
„Reutersche Bureau“ berichtet: Die in Somaliland
stehenden britischen Streitkräfte
wurden am 6. Oktober in dichtem Gestrüpp vom
Feind angegriffen, leisteten aber entschlossenen
Widerstand. Infolge einer Verwirrung im
Fuhrpark (!) wurde jedoch die englische
Gesichtslinie durchbrochen. Ein Mozim-
geschütz fiel in die Hände des Feindes und auch
die Geschützbespannung geriet in Unordnung.
Endlich wurde der Feind durch Oberst Swayne
zurückgetrieben. Er ließ 62 Tote auf dem
Kampplatz zurück. Die Engländer verloren 70
Tote und 100 Verwundete. — Die
italienische Regierungsbücher teilen offiziell mit,
daß die italienische Regierung in den Konflikt
zwischen dem Mullah und den Engländern
nur dann eingreifen werde, wenn der Mullah in
das italienische Gebiet des Zululandes einfallen
sollte.

Standesamt Moder. Vom 19. bis einschließlich 25. Oktober 1902 sind gemeldet a. als geboren: 1. Tochter des Arbeiters Mag...

Telegraphische Börsen-Depesche

Table with columns: Berlin, 27. Oktober; Fonds list; 26. Oktob. Rows include: Russische Banknoten, Warschau 8 Tage, Dörferr. Banknoten, etc.

Strahlende Gesichter zeigen unsere Kleinen,

wenn ein Liebblingsgericht auf den Tisch kommt; das Gegenteil aber ist der Fall, wenn sie Speisen essen sollen, die ihnen widerwärtig sind.

Wer das neue, wesentlich verbesserte Präparat — in allen Kolonialwaren- u. Handlungen erhältlich — noch nicht versucht hat, verläumet nicht, sich von der vorzüglichen Qualität zu überzeugen.

„Meyer!“ ruft der Chef

dem Gehilfen zu, „holen Sie mal sofort 12 Schacheln Soderer Mineral-Pastillen aus der Apotheke oder Drogerie, aber verlangen Sie „Jay's achie!“

Man verlange überall, auch in den Apotheken, woselbst auch die 400 höchstinteressanten Myrrholin-Bilder gratis zu haben sind, stets ausdrücklich nur die „Patent-Myrrholin-Geißel“ und nehme keine andere, denn sie ist in Folge des Myrrholin-gehalts einzig in ihrer Art die beste hygienische Toiletteseife.

In der Kinderstube Lial-gebraucht als Bestes nur Mundwasser und Toilettemittel.

— Versuchter Einbruch. Der Arbeiter Jakob Namra ist wegen versuchter Einbrüche verhaftet worden.

— Wasserstand der Weichsel 1,87 Meter. — Gefunden im Polizeibriefkasten ein Sporn und ein schwarzer Damenzügel.

Moder, 27. Oktober. Für die am Mittwoch, den 29. Oktober er., nachmittags 3 Uhr im Gemeindehause stattfindende Sitzung der Gemeindervertretung ist folgende Tagesordnung aufgestellt worden:

- a. Öffentliche Sitzung: 1. Neuwahl eines Schöffen für den bisherigen Schöffen Herrn Käster gemäß besonderer Ladung vom 17. Oktober d. Js. 2. Aufnahme einer Anleihe im Betrage von 500 000 Mark von der preuß. Vobentredit-Anstalt-Gesellschaft Berlin.

Podgorz, 26. Oktober. Heute vormittag nach beendigtem Gottesdienste fand in der evangelischen Kirche eine Ergänzungs wahl statt.

Neuere Nachrichten

Münster, 27. Oktober. Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der neuen Universität zu Münster hat den preussischen Ministerpräsidenten Grafen von Bülow zum Ehren doktor der Staatswissenschaften promoviert.

Weimar, 26. Oktober. Sämtliche thüringische Regierungen haben amtliche Erhebungen über die gegenwärtig herrschende Arbeitslosigkeit in der Industrie angeordnet.

London, 27. Oktober. Nach amtlicher Mitteilung besucht Chamberlain Ende November Südafrika, um sich über die Regelung der Verhältnisse in den neuen Kolonien ein klares Bild zu schaffen.

London, 27. September. Als die letzten Gäste die Guildhall verließen, brach in dessen Turm Feuer aus und verbreitete sich rapidly auf den großen Saal.

Barcelona, 27. Oktober. Die Polizei ist hier einer Falschmünzerverbände auf die Spur gekommen, welche französisches Geld anfertigen und in mehreren europäischen Großstädten Zweigniederlassungen unterhält.

Guatemala, 27. Oktober. Wegen Aschenregens mußte eine Stadt in Guatemala geräumt werden.

Warschau, 25. Oktober. Der Wasserstand der Weichsel bei Warschau betrug 3,16, bei Chwalowice 3,08 Meter.

Rechnungsrat Rathke schloß sich diesem Appell an. Die Ausführungen dieser beiden Herren fanden lebhaften Beifall.

— Beamten-Wohnungs-Bauverein. In der am Sonnabend abgehaltenen Vorstandssitzung wurden wieder 23 neue Mitglieder aufgenommen.

y. Der freie Lehrerverein von Thorn und Umgebung hielt gestern im roten Saale des Artushofes seine Monatsitzung ab.

— Ueber das geheimnisvolle Verschwinden der Diakonissin Anna Struwe schwieren die grüßelhaftesten und widerwärtigsten Gerüchte durch die Stadt.

Münster, 27. Oktober. Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der neuen Universität zu Münster hat den preussischen Ministerpräsidenten Grafen von Bülow zum Ehren doktor der Staatswissenschaften promoviert.

London, 27. Oktober. Nach amtlicher Mitteilung besucht Chamberlain Ende November Südafrika, um sich über die Regelung der Verhältnisse in den neuen Kolonien ein klares Bild zu schaffen.

London, 27. September. Als die letzten Gäste die Guildhall verließen, brach in dessen Turm Feuer aus und verbreitete sich rapidly auf den großen Saal.

Barcelona, 27. Oktober. Die Polizei ist hier einer Falschmünzerverbände auf die Spur gekommen, welche französisches Geld anfertigen und in mehreren europäischen Großstädten Zweigniederlassungen unterhält.

Guatemala, 27. Oktober. Wegen Aschenregens mußte eine Stadt in Guatemala geräumt werden.

Warschau, 25. Oktober. Der Wasserstand der Weichsel bei Warschau betrug 3,16, bei Chwalowice 3,08 Meter.

spurige Kleinbahn Dt. Krone-Schloppe ein Darlehen in Höhe von 1/4 der Baukosten summe gewährt.

Oper. Das Theater war gestern nur mittelmäßig besucht, und auch die Leistungen der einzelnen Darsteller waren nur mittelmäßig.

Vorbesprechung der Stadtverordnetenahl. Am Sonnabend abend fand im roten Saale des Artushofes eine Versammlung der Wähler der III. Abteilung statt.

t. Verkauf von Weidenbeständen. Heute vormittag 9 1/4 Uhr stand auf Wiese's Kämpfe Termin an zum Verkauf von Weidenbeständen.

Unterhaltungsblatt

der

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 253.

Dienstag, den 28. Oktober.

1902.

Jenseits von Gut und Böse.

Kriminal-Roman von Robert Krafft.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es ist schon immer mein Wunsch gewesen, an solch eine Stelle einen Arzt zu plazieren, welcher sich der Hilfsbedürftigen auch als Arzt annimmt, denn die angestellten Armenärzte üben ihren Beruf nur geschäftsmäßig aus, ich weiß, wie sie die Leute behandeln, man wagt kaum zu ihnen zu gehen, und denen, welche auch ihre Seele hingeben, fehlt es an Mitteln. Bedenken Sie, welch unsäglich Gutes Sie stiften können. Ich sage Ihnen gleich: kein hoher Gewinn, keine Ehre winkt Ihnen, aber an Ihre Spuren wird sich ein Segen heften, welcher als ein namenloses Glück auf Sie zurückstrahlt, und Sie werden eine Zufriedenheit empfinden, welche Worte nicht beschreiben können. Es kommt fast nur London in Betracht, hauptsächlich Whitechapel und Hammermith. Kennen Sie die dort herrschende Armut, den Jammer, das Elend, das sich in Bier und Schnaps ertränkt, die nackten, armen Kinder? Sie haben täglich zehn Pfund zur Verfügung, diese sollen Sie verteilen. Aber nicht als unregelmäßige Almosen. Wer heute kein Obdach hat, und Sie geben ihm Schlafgeld, weiß morgen doch wieder nicht, wo er schlafen soll. Entweder ordentlich oder gar nicht. Für einen einzelnen, gesunden Menschen giebt es keine Armut, der braucht nicht unterstützt zu werden. Aber seine Kinder verhungern sehen — das ist das Elend der Armut. Mit täglich zehn Pfund können Sie täglich hundert Familien aller Sorge entreißen. Das ist keine Pension, sondern Sie sind während der Zeit der Unterstützung ihr Freund, ihr Berater, ihr Lehrer, Sie ziehen sie aus dem Sumpf und bleiben bei ihnen, bis sie sich allein weiter helfen können. Sie weisen jeden Dank zurück, Sie tun es nur aus Nächstenliebe, und seien Sie versichert, Mister King, die Erfahrung hat es mich tausendfach gelehrt: Kein Herz ist so steinern, welches vor dieser selbstlosen Liebe nicht schmelze, und es giebt kein Laster, welches bei Einfluß solcher Liebe nicht mit plötzlich sehend gewordenen Augen erkannt und mit Graufen von sich geschüttelt würde. Alles, für was die Aerzte noch kein Heilserum erfunden haben: die Trunkenheit, die Lüge, die Verstocktheit, es schmilzt vor der warmen Frühlingssonne der selbstlosen Liebe, und aus dem Tiere wird plötzlich ein Mensch. Außerdem werden sie noch Leute finden, welche zwar nicht hungern, denen aber Kummer und Sorge am allermeisten am Herzen frißt und ihre Lebenskraft lähmt, mehr noch als den wirklich Armen, welche sich in ihr Elend gefunden haben. Das sind meist kleine Kaufleute und Handwerker, welche vor ihrem Ruin stehen. Jeden Monat sollen Sie einen solchen retten. Die Prüfung, ob es angebracht ist oder nicht, bleibt allein Ihnen überlassen, obgleich es durchaus nicht darauf ankommt, ob das Unglück verschuldet ist oder unverschuldet. Denn Sie sollen den Menschen, die Familie retten, nicht etwa die Firma. Zu diesem Zwecke gebe ich Ihnen monatlich noch extra fünfhundert Pfund, das ist ein Kapital für solche Leute, und zwar sollen Sie diese Summe möglichst ungeteilt auf eine Person verwenden. Entweder ordentlich oder gar nicht, wiederhole ich.

Was ich sonst noch tun kann, alles, was ich entbehren kann, übergebe ich Ihren Händen, Mister King?"

Edward hatte seine Hand ergriffen und drückte sie zwischen seinen beiden, seine Augen waren feucht geworden.

„Sie sind ein edler, hochherziger Mann!“

„Lassen Sie nur,“ wehrte Howart lächelnd ab, „es ist nichts weiter als mein Amusement. Ich werde Ihnen die Adresse jenes Herrn geben.“ Er entzog ihm die Hand und wandte sich seitwärts zum Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und Beistift und schrieb, dabei weiter sprechend: „der kann Ihnen alles besser schildern, als ich es vermag. Sie sind also vollkommen frei und selbständig, haben mir niemals eine Abrechnung vorzulegen, nehmen keine Verpflichtungen auf sich und wenn es einmal mit mir nicht mehr gehen sollte, so sind Sie entbunden und ein wohlhabender Mann. Dann könnten Sie noch immer einen Beruf ergreifen oder zu Ihrem jetzigen zurückkehren, doch Sie müssen bedenken, welche ärztliche Praxis und Erfahrung Sie sich dabei aneignen. Hier ist Mister Moors Adresse,“ er gab ihm das Blatt, „ich habe gleich einige Zeilen dabei geschrieben, denn Sie bedürfen eine Art von Empfehlung, sonst würde er sehr zurückhaltend sein, vielleicht gar nichts davon wissen wollen. Denn wie gesagt, es soll nicht in die Dessenlichkeit kommen, mein Name wird dabei gar nicht genannt, Sie sind der gute Engel, nicht ich, ich freue mich nur im Stillen. Das einzige, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie ein Tagebuch führen, etwas lebhaft geschildert, was Sie hören, sehen, tun und denken, malen Sie das Glück aus, welches Sie stiften, und dieses Tagebuch legen Sie mir von Zeit zu Zeit vor.“

Es war eine schlanke, schöne Handschrift. Außer der Adresse las King:

„Lieber Moor! Der Vorzeiger dieses, Mr. Edward King, wird Ihr Nachfolger sein. Wollen Sie ihn in alles einweihen, ihm Adressen, Tagebücher u. übergeben. Ihr Freund Sydney Howart.“

King steckte das Papier ein. Er war von diesem Manne ganz bezaubert.

„Sie vergessen wohl nicht, bitte, meine Schrift zu vernichten, wenn das Schreiben seinen Zweck erfüllt hat. Ich bin früher soviel betrogen worden, daß ich eigentlich nichts Schriftliches mehr von mir gebe.“

„Gewiß! O, Mister Howart, Sie haben mir einen Weg gezeigt, welcher in einen irdischen Himmel führt!“

Die Begeisterung des jungen Mannes war begreiflich. Er wäre vielleicht ein tüchtiger Mann, aber kein edler Mensch gewesen, wäre er nicht von der Begeisterung fortgerissen worden.

„Sie werden diesen Weg gehen?“

„Ja, ich werde ihn gehen, und ich würde ihn auch betreten, wenn Sie weniger freigebig in Bezug auf mich wären. Solch ein Leben ist der Entfugung wert!“

„Halt, handeln Sie nicht zu eilig. Ich tat und schrieb

zwar auch schon, als hätten Sie Ihre Zusage bereits gegeben — eben, weil ich Sie richtig beurteilte — aber einige Zeit sollten Sie doch überlegen. Ihrem Herrn Vater habe ich den Plan in großen Umrissen geschildert, er war damit sofort einverstanden, da er Sie gut dabei versorgt weiß. Womit sind Sie gegenwärtig beschäftigt?"

„Ring, vergessend, daß er sich in einem fremden Zimmer befand, sprang auf und durchmaß mit großen Schritten den Raum. Es war etwas über ihn gekommen, er wußte selbst nicht, was es war. Das Herz war ihm weit geworden, wie man sagt; und nun drängte es ihn, sich diesem Manne gegenüber auszusprechen. Mit diesem Entschlusse blieb er vor Howart stehen.“

„Mister Howart, Sie haben einen Doppelgänger.“

„Ich?“ erlang es zuerst erstaunt, dann lächelte er. „Allerdings, ich habe schon einigemal so etwas gehört.“

„Sie haben gehört, daß Sie einen Doppelgänger haben?“

„Galt, wenn Sie von einem wirklichen Doppelgänger sprechen, so dürfte dies ein Mißverständnis sein, ich meine, man hat mir schon öfters gesagt —“

„Daß man Sie gleichzeitig an mehreren Orten gesehen haben will,“ ergänzte Ring, ihn unterbrechend. „Dies ist wohl nur eine Anerkennung für Ihren rastlosen Fleiß gewesen, obgleich der Betreffende, der solch eine Aeußerung tat, der Wahrheit auf der Spur gewesen sein mag. Nein, Mister Howart, Sie haben wirklich einen Doppelgänger.“

„In der Tat?! Der mir ganz gleich?“

„In Paris habe ich ihn getroffen.“

„Was Sie sagen! Erzählen Sie, bitte.“

„Ring setzte sich wieder und erzählte rückhaltlos, er schilderte, wie er die Sassari in der Dachkammer fand, er verweilte länger dabei, wie er mit ihr verkehrt habe, als zu dieser in großen Umrissen gegebenen Skizze notwendig war, wie bei ihm Ebdney Howart eingetreten sei, er erzählte überhaupt alles, auch den Fall mit Cessi, so wie er ihn erfahren, er erzählte, was er bisher getan, was er gedacht, also auch, wie er zuerst geglaubt, daß es wirklich Howart gewesen sei, und sich deshalb zweimal an das Polizeiamt in Manchester gewendet habe.“

Der junge Mann war durchaus nicht naiv. Er konnte sich dem Manne, der ihm sich so offenbart hatte, auch so anvertrauen. Es war dies kein Widerspruch mit seinem Berufe als Detektiv, welcher vorsichtig, zurückhaltend und listig sein soll.

Zuletzt bat er ihn um Entschuldigung, daß er solch einen Verdacht gegen ihn haben konnte.

Kopfschüttelnd, erstaunt und manchmal lächelnd hatte ihn Howart angehört.

„Daß ich mich beleidigt fühlen könnte, davon ist natürlich keine Rede. Freilich, wenn jener Mensch ganz genau so aussieht wie ich, mußten Sie ja annehmen, ich sei es! Seltsam! Nun, da wünsche ich Ihnen Erfolg, daß sie diesen meinen Doppelgänger aussindig machen. Das scheint ja eine Schurke ersten Ranges zu sein. Auf was lautet die Anklage?“

„Ring erklärte, daß eine Bestrafung von England aus gar nicht durchführbar sei, wie den Eltern nur darum zu tun sei, ihre Tochter aus dem Banne dieses offenbar anarchistisch gesinnten Menschen zu befreien, und ihm selbst, Angela aus seinen Händen zu retten, und nochmals sprach er von dieser mit Begeisterung.“

„Es kann mir nur angenehm sein, wenn Sie mich von diesem Doppelgänger befreien,“ nahm Howart wieder das Wort, „und wenn Sie diese Mission beendet haben, hoffe ich Sie im Dienste der Nächstenliebe als Kollegen begrüßen zu dürfen.“

„Ich werde mich Ihnen sicher zur Verfügung stellen.“

„Nun, nur eins,“ Howarts dunkle Gesichtsfarbe färbte sich noch einen Ton tiefer, als er vom Tisch eine Brieftasche nahm und aus dieser nach kurzem Suchen einen gelben Zettel zum Vorschein brachte, „entfinnen Sie sich noch dieses Billets?“

Zu seiner grenzenlosen Ueberraschung erblickte Ring das verschwundene Konzertbillet aus der Westminster Halle,loge links, Nr. 6 — da stand es — und erst jetzt fiel ihm ein, daß durch alles, was ihm Howart auch offenbart hatte, doch nicht der Verdacht von ihm ge-

nommen wurde, dieses Billet bei Seite gebracht zu haben. Jetzt mußte die Erklärung kommen.

„Ich fand es zufällig am anderen Tage; es klebte unter dem Boden meiner Studierlampe, welche ein Konstabler, oder war es ein Mädchen, geholt und auf den Tisch gesetzt hatte, und sie ist gerade auf das Zettelchen gestellt worden, da ist's unten daran kleben geblieben. Wissen Sie auch, daß mir das hinterher rechte Kopfschmerzen gemacht hat? Nicht etwa darum, weil es fehlte, das war ja ohne Belang, aus einem ganz anderen Grunde. Wenn Sie sich entfinnen könne, behauptete ich steif und fest, es sei grün gewesen und Parkett hätte darauf gestanden, entgegen Ihrer Aussage. Als ich das Billet nun fand, fragte ich mich, was Sie wohl, da Sie ja tatsächlich richtig gesehen hatten, von mir denken mußten, wie ich zu jener Behauptung käme, und vor allen Dingen hatte ich mich vor mir selbst blamiert. Ich bin nämlich in so etwas ein sonderbarer Mensch, ich halte mich für — für — so ein bißchen unfehlbar, das heißt, ich meine, wenn es z. B. Rechnungen betrifft, einen Namen, nur eine Zahl, irgend eine Kleinigkeit, an die ein anderer Mensch gar nicht denkt, und ich habe auch ein sehr gutes Gedächtnis. So z. B. habe ich alle die Nummern der Droschken und der Eisenbahnwagen im Kopfe, die ich je benutzt habe, ich weiß das Datum, an welchem ich in ihnen geessen habe, und auf diese Sicherheit im Erkennen und Behalten im Gedächtnis tat ich mir immer etwas zu gute. Das ist wohl eine verzeihliche Schwäche. Diesmal aber hatte ich eine derbe Lektion erhalten, daß ich auch nur ein irrender Mensch bin. Sie hatten recht. Ich war sogar farbenblind gewesen. Wie ich zu der Behauptung kam, grün und Parkettplatz? Sehr einfach, es war eine Gedankenreflexion; ich war am Abend zuvor in Liverpool in der Oper gewesen, „Gioconda“ wurde gegeben. Ich hatte einen Parkettplatz, das Billet war grün, nun müssen Sie meine Verwirrung bedenken, aber ich blieb doch meiner alten Gewohnheit getreu, wegen solch einer Kleinigkeit zu streiten — sonst bin ich ein ganz friedlicher Mensch — ich mußte das behaupten, was ich für richtig hielt, und ich sah im Geiste das grüne Parkettbillet. Ich habe mich schön geschämt. Dann vergaß ich davon; daß es im Protokoll stand und doch fehlte, hatte wohl nichts zu sagen, erst als ich Sie vorhin sah, fiel es mir gleich wieder ein. Bitte, nehmen Sie.“

Es war eine vollkommen befriedigende Erklärung gewesen, und Ring fühlte den letzten Stein von seiner Brust weichen. Howart sah nach der Uhr. Doch wenigstens noch eine Frage mußte Ring stellen, so unangenehm sie auch jenen treffen würde.

„Verzeihen Sie, Mister Howart — haben Sie noch keine Erklärung finden können, warum John Lewis plötzlich das Konzert verließ, noch vor Schluß? Als sich Ihre Gedanken mit dem Billet beschäftigten, werden Sie sich wohl auch diese Frage vorgelegt haben.“

Howarts Züge verdüsterten sich, er nahm eine Schere vom Tisch, spielte damit, und blickte dann ernst den Fragenden an.

„Nach dem, was Sie mir mitgeteilt haben, sollte es mich sehr wundern, wenn Sie sich die Frage nicht ebenso beantworten, Herr Detektiv, wie ich sie mir beantwortet denke. Es ist doch anzunehmen, daß dieser d'Elcassière ebenfalls in der Oper gewesen ist, um seine so sorgfältig behütete Frau auch aus einer Loge zu beobachten —“

„Wahrhaftig!“ rief Ring bestürzt, daß ihm die Erkenntnis einer ganz einfachen Lösung von einem anderen beigebracht werden mußte, welcher zum erstenmale davon hörte. „John hat ihn dort gesehen, er mußte ihn für Sie halten, da ist er —“

Howart hatte sich erhoben und blickte wieder nach der Uhr. Der vielbeschäftigte Mann, den auch seine Verwundung nicht von der Arbeit abhielt, deutete ihm an, daß er dieses ihm doch höchst unangenehme Gespräch abzubrechen wünsche. Ring empfahl sich mit dem Gefühle einer großen Erleichterung, nun nicht mehr von dem geringsten Zweifel gegen diesen Mann geplagt zu werden, dessen Hochherzigkeit er erst jetzt in ihrer ganzen Größe kennen gelernt hatte. (Fortf. folgt.)



Ein Geständnis.

Erzählung aus dem Italienischen von Emma Reichen.

(Nachdruck verboten.)

„Stehen Sie auf, Angeklagter!“ sagte der Präsident des Gerichtshofes. „Wie heißen Sie?“ — „Johannes Rabourdin.“ — „Wie alt sind Sie?“ — „Achtundzwanzig Jahre.“ — „Ihr Beruf?“ — „Steinträger.“ — „Wo sind Sie geboren?“ — „In Niguesbelles in der Franche Comté im Departement Doubs.“

„Sie sind angeklagt, im Zustande der Trunkenheit Zaccaria Presto, den Wirt der Herberge, in der Sie wohnen, am 28. März, abends zehn Uhr ermordet zu haben.“

„Das ist wahr, Herr Präsident,“ sagte der Angeklagte langsam.

„Ihr Vorleben ist verhältnismäßig gut gewesen. Bisher waren Sie unbestraft. Ihre Militärzeit verlief tadellos. Alle, welche Sie kennen, stellen Ihnen das Zeugnis der Ehrenhaftigkeit aus. Der Gemeindevorsteher Ihres Geburtsortes schreibt, daß Ihre Führung einwandfrei war. Erst in Paris sind Sie, da Sie sich dem Trunke ergaben, vom rechten Wege abgeirrt. Hatten Sie einen Grund, Ihr Opfer zu hassen?“

„Ob ich einen Grund hatte, ihn zu hassen?“ wiederholte Rabourdin ergriffen. „Natürlich!“

„Haben Sie mit Ueberlegung gehandelt?“

„Ja und nein, Herr Präsident. Das müssen Sie nach den Erklärungen, welche ich Ihnen geben werde, selbst beurteilen.“

„Welche Motive führten Sie also zum Verbrechen?“

Der Angeklagte war ein hochgewachsener junger Mann von bäuerlichem Aussehen, mit kurz geschorenem Haar. Ein harter Ausdruck lag in seinem Gesicht, aber es entbehrte nicht der Offenheit. Sein Anzug war ärmlich aber sauber, trotz mancher Löcher. Mit gesenkten Augen hatte er bislang dagestanden. Jetzt hob er aber den Kopf, wandte sich an die Geschworenen, und sagte mit einem Tone, in welchem Trauer zitterte:

„Der Branntwein hat mich zum Mörder gemacht; Zaccaria Presto zwang mich, Branntwein zu trinken, und der Branntwein hat ihn getötet. Hören Sie mich an, meine Herren! Ich kann nicht sprechen, ich komme aus den Bergen. Aber hören Sie zu, ich bitte Sie, und ich will Ihnen erzählen, wie der Sohn ehrlicher Eltern zum Mörder werden kann.“

Er schwieg einen Augenblick, wie um seine Gedanken zu sammeln, und dann erzählte er. Er sprudelte die Worte heraus. So erregt war er, daß der Richter zur Ruhe mahnen mußte: „Als ich meine Militärjahre abgedient hatte, kehrte ich in meine Heimat zurück und blieb dort ein Jahr lang. Aber in unserem Dorfe ist die Löhnung niedrig; unsere Familie war groß. Die Geschwister aßen, aber arbeiteten nicht, und bei uns zu Hause herrschte Armüt und Elend. Um meinem Vater zu helfen, entschloß ich mich, nach Paris zu gehen, wo, wie man mir gesagt hatte, junge arbeitame Männer ihr Glück machen könnten. Nachdem ich einige Sparpfennige zusammengebracht hatte, reiste ich nach Paris. Vor ungefähr vier Jahren kam ich an. Aber ich hatte es schlecht getroffen, da gerade Ueberfluß an Arbeitskräften bestand. Davon wußte man freilich in unserem Dorfe nichts. Das bißchen Geld, das ich mitgebracht hatte, war im Umsehen ausgegeben. Ich wollte in die Heimat, wo ich wenigstens Arbeit hatte, zurückkehren, aber wovon sollte ich die Reise bezahlen?“

Gerade hatte ich das letzte Stück, das ich besaß, verkauft, als mir ein Landsmann Arbeit als Handlanger auf einer Werft verschaffte. Der Chef bezahlte aber erst am fünfzehnten des Monats. Seit zwei Tagen hatte ich außer einem Topfe Suppe, wie sie gratis in den „Hallen“ verteilt wird, nichts gegessen. Da sagte mein Freund zu mir:

„Ich werde dich zu Zaccaria Presto bringen. Der borgt. Du kannst vorläufig bei ihm essen und schlafen.“

Er führte mich in die Krim-Straße 207, nicht weit von der Glandern-Straße in das Wirtshaus „Zur Freiheit“. Es ist ein altes, baufälliges, unscheinbares Haus, hoch und schmal; fünf Stockwerke und zwei Fenster in der Front hat es. Im Erdgeschoß befindet sich die Gaststube des Besitzers Zaccaria Presto. Zur Rechten von

der Türe der Osteria liegt eine kleine Türe, durch welche man in die Herberge gelangt. Sie ist jedoch immer verschlossen, und deshalb sind die Vogiergäste gezwungen, stets durch das Wirtshaus zu gehen. Sehen Sie, das ist die Falle, welche Zaccaria Presto gestellt hatte.

Als der Herbergsvater erfuhr, daß ich Arbeit hatte, nahm er mich gern als Kostgänger auf. Ach, hätte er mich zurückgewiesen!

Ich fand also Beköstigung und Wohnung bei ihm; aber was für eine Wohnung! Ein Loch im fünften Stock! Einen Bodenverschlag! Ich hatte aber kein Recht, Ansprüche zu machen, und so fügte ich mich. Als ich am ersten Abend in die Herberge kam, mußte ich mir erst in der Gaststube den Schlüssel von der Wirtin geben lassen. Sie war eine von den Schlauesten! Unter dem Vorwande, nachzusehen, ob in unserer Stube auch alles in Ordnung wäre, kam sie mit hinauf. Beim Vorübergehen am Buffet forderte sie uns jedesmal mit freundlichen Worten auf, ein Gläschen zu trinken.

„Nun, Herr Rabourdin, keinen Schluck, bevor Sie rausgehen? Ein Schnäpschen erwärmt den Körper, und mit einem Tropfen Cognac im Magen schläft es sich noch einmal so gut.“

Ich wollte ablehnen — in unserer Familie giebt's keine Trinker — aber wie konnte ich es einer Person gegenüber tun, bei der ich auf Borg lebte?

Am nächsten Morgen, ehe ich zur Arbeit ging, mußte ich wieder einen trinken. Dieser Teufel von Wirt lag immer auf der Lauer und ließ sich seine Beute nicht entgehen. Am Abend schützte ich arge Kopfschmerzen vor, um direkt in meine Stube gehen zu können. Aber Zaccaria erriet meine List. Sein Gesicht, das immer so gutmütig aussah, wenn er lustige Geschichten erzählte, bekam plötzlich einen ganz andern Ausdruck. Die kleinen grauen Augen wurden hart, ja sogar drohend.

Ein Gläschen Cognac heilt alle Schmerzen, besonders aber, wenn es im Kopfe rumort, sagte er und schenkte ein. Ich mußte nachgeben; denn sonst hätte er mich auf die Straße gesetzt. Und ich wußte nicht, wohin mich wenden. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß es ja nicht länger als vierzehn Tage dauern würde.

Wie war ich froh, als ich am fünfzehnten meinen Lohn in der Tasche hatte. Ich klinkerte mit den Geldstücken und piff ein Lied. Gleich beim Eintritt in die Osteria verlangte ich meine Rechnung. Ich glaubte, vom Schläge getroffen zu werden. Vierzig Francs hatte ich zu bezahlen und besaß doch nur sechsunddreißig. So blieb ich noch vier Francs schuldig.

Von diesem Tage an wurde das Wirtshaus „Zur Freiheit“ mir zur Hölle, zum Gefängnis, aus dem ich nicht entfliehen konnte. Nur Gott weiß, wieviel ich gearbeitet habe! Ich versuchte ein anderes Handwerk, selbst das niedrigste war mir nicht zu gering. Aber die Tagelöhner werden schlecht bezahlt, und wieviel Geld ich auch heimbrachte, es reichte nicht aus, meine Rechnung zu bezahlen, welche immer höher wurde.

Was versuchte ich nicht alles, um mich von meinem Peiniger zu befreien! Ich trat durch die kleine Türe ein, wartete geduldig, bis er vom Buffet aufstand, um einen Gast zu bedienen, lief dann schnell hin, holte meinen Schlüssel und verschwand. Da legte der Schurke eine Kette vor die kleine Türe. Ich lief zur Polizei, und Presto wurde gezwungen, die kleine Türe zu öffnen. Nun schloß er meinen Stubenschlüssel in die Buffetkassette ein. Tranken wir weniger als vier Gläser vor dem Essen, so drohte er damit, uns hinauszumerfen. Dabei hatte ich den Verdacht, daß er mich beim Ausschreiben der Rechnung betrog. Als ich mit ihm die Posten durchging, zeigte er sich so schlau, daß er recht behielt.

Der geheime Kampf dauerte auf diese Weise drei Jahre. Sie werden mich fragen, warum ich den verfluchten Ort nicht verlassen habe? Mehr als einmal bin ich ausgezogen. Aber Zaccaria setzte alle Hebel in Bewegung, meinen Versteck ausfindig zu machen. Es gelang ihm, und am nächsten Tage forderte mich der Wirt auf, sein Haus zu verlassen, da ich dem alten noch nicht die Miete bezahlt hätte. O, diese Glenden stecken alle unter einer Decke! Was sollte ich ohne Geld anfangen? Ich mußte mich ergeben und wieder in das Sündenhaus zurückkehren.

Wohl kam mir der Gedanke, Hilfe zu suchen — in meiner Heimat — bei meiner Familie. Aber meine armen Eltern bedurften selbst der Hilfe, und in jedem Briefe baten sie mich, ihnen Unterstützung zukommen zu lassen. Und was für eine Schande wäre es für mich gewesen, meine Not einzugestehen, zu bekennen, wie gesunken ich schon war. Dem mit der Gewohnheit des Trinkens fand ich Geschmack daran. Man vergaß wenigstens seine Sorgen dabei, und so ergab ich mich dem schändlichen Laster. Darauf hatte mein Peiniger gerechnet. Wie ein Tier wurde ich, verlor jedes Ehrgefühl und jede menschliche Regung.

So standen die Dinge, als ich einen Brief aus der Heimat erhielt, in welchem man mir die bevorstehende Verheiratung der Katherina Rousseau anzeigte. Katherina war meine Braut, ein schönes Mädchen, gut und lustig, mit prachtvollen blonden Zöpfen, die ihr bis zur Taille reichten. Wir wollten uns heiraten, bei meiner Rückkehr in die Heimat. Aber sie sah mich nicht wiederkommen; ich schrieb ihr nicht mehr, und da die Jahre vergingen, nahm sie einen anderen, einen Bauer aus Girolles, einem Nachbarort von Liguësbelles.

Der Schlag war so furchtbar schmerzlich, daß ich weinte. Nun war das Leben für mich vorbei. Für alle war ich tot. Ich war angefettet, angeschmiedet an die Herberge von Zaccaria Presto, ich durfte nicht hoffen, je in meine Heimat zurückzukehren, meine Lieben wiederzusehen!

Und an all meinem Unglück war jener Schurke schuld! Er betrachtete mich als sein Eigentum. Ich mußte mich mein ganzes Leben lang quälen, um diesen Bösewicht reich zu machen, der täglich fetter wurde. Wie ein Vampyr war er für mich, der sich in die Hand der Menschen einbeißt und ihm das Blut ausaugt. Wie ich ihn haßte!

Um mich zu betäuben, trank ich. Aber der Alkohol machte mich noch trauriger, noch stumpfer, noch schlechter. In meiner Trunkenheit sah ich beständig das Auge des Feindes spöttisch, höhnisch auf mich gerichtet. Mit diesem Gedanken erwachte ich des Morgens, und er verließ mich keinen Augenblick mehr. Mein Zorn, mein Groll, mein Haß gegen diesen verruchten Menschen steigerte sich von Tag zu Tag!

Eines Abends, als ich mehr als sonst getrunken hatte, als mich das Gefühl, sein Opfer zu sein, mehr als je quälte, flüsterte mir eine Stimme zu: Wenn du deinen Peiniger los wärest, dann würdest du frei sein, dann könntest du in deine Heimat zurückkehren — und alles würde gut werden — töte ihn — töte ihn!

Ich lief auf die Straße hinaus, um draußen im Lärme die Stimme nicht mehr zu hören. Aber sie verfolgte mich, immer lauter wurde sie: Töte ihn! töte ihn! Wie ein Wahnsinniger rannte ich durch die Straßen, und in den Ohren summete es mir: Töte ihn! töte ihn! — Verwirrt, zu Grunde gerichtet, wußte ich nicht mehr, was ich tat. Der Branntwein hatte mich zum Tiere gemacht — mein Verstand verließ mich — ich lief in die Gaststube, von jener Stimme: Töte ihn! töte ihn! getrieben, ergriff ich ein Messer und bohrte es Zaccaria Presto in die Brust. —

Mit einem schweren Atemzug sank der Mörder auf die Bank nieder. Seine verglasten Augen nahmen einen stieren Ausdruck an und er brütete vor sich hin.

Durch den Hörraum ging eine merkliche Bewegung. Tränenströme hingen an den Wangen der Frauen. Gespannt verfolgten alle Anwesenden die Mienen der Richter und Geschworenen.

Diese zogen sich eine halbe Stunde lang zurück. Als sie wieder ihre Plätze einnahmen, ruhten ihre Blicke mitleidsvoll auf dem Mörder. Und als der Richter in Breite darlegte, daß er, trotz der vielen Umstände, welche das Verbrechen im milderen Lichte erscheinen ließen, auf Grund des Gesetzes das Todesurteil verkünden müßte, traf ihn ein lichter Strahl aus den Augensternen Johann Rabourdins.

Ruhig und widerstandslos ließ er sich abführen. Ihm bedeutete das Todesurteil die Erlösung von den Erdenqualen, die Befreiung von sich selbst.



Tabak und Alkohol.

Eine neuerdings erschienene Schrift, die das Thema „Tabak und Alkohol“ behandelt, stellt die Behauptung auf, daß der übertriebene Genuß alkoholischer Getränke unter allen Umständen dem menschlichen Organismus schädlich ist, ein mäßiger Genuß dagegen, besonders von solchen Getränken, die nur geringe Prozente Alkohol enthalten, in der Regel keine Nachteile im Gefolge hat, ja meistens von Vorteil ist. Aber sowohl beim Tabakrauchen, wie beim Trinken von Wein, Bier und Branntwein kommt es sehr darauf an, daß der Mensch auch eine gehörige Körperbewegung habe und eine möglichst kräftigende Nahrung zu sich nehme. Graf Tolstoi hat eine sehr heftige Broschüre gegen alles Tabakrauchen und alles Trinken von „Alkohol“ veröffentlicht und einer seiner Uebersetzer ins Französische, Kaminski, fragte bei bekannten französischen Schriftstellern, Künstlern u. über ihre Meinung an, besonders in Bezug auf den Einfluß des Rauchens und Trinkens auf die „intellektuellen und moralischen Fähigkeiten“. Da erklärte nun der Komponist Gounod: „Ich glaube, daß die Gewohnheit des Tabakrauchens eine Abschwächung der geistigen Fähigkeiten im Gefolge hat. Ich habe viel geraucht, erinnere mich aber nicht, daß dadurch die Moralität meiner Handlungen beeinflusst worden wäre.“ Alphonse Daudet äußert: „Ohne Zweifel ist der Mißbrauch von Tabak und Alkohol eine Torheit, aber nach dem Essen tut nichts so gut als eine Pfeife Tabak und ein oder zwei kleine Gläser Branntwein. Ich habe niemals Alkohol als ein Anregungsmittel zu geistiger Arbeit benutzt, aber ich habe bei der Arbeit stets viel geraucht, und je mehr ich rauchte, desto besser konnte ich arbeiten. Niemals habe ich bemerkt, daß mir der Tabak geschadet hätte.“ Zola schreibt: „Ich trinke keinen Wein, aber ich glaube nicht, daß ich dadurch weiser werde, sondern ich meide ihn, weil ich ihn nicht gut vertragen kann. Man trinkt zum Vergnügen und raucht aus Gewohnheit, und warum sollte man denen, die es vertragen können, nicht ihr Vergnügen und ihre Gewohnheit lassen?“ Doktor Charcot urteilt: „Alkohol und Tabak sind schädlich, können aber mäßig genossen werden. Seit der Einführung von Tabak und Alkohol sind die Sitten milder geworden; aber muß man denn überhaupt beide als moralische Kräfte bezeichnen?“ Hierzu bemerkte noch der Times-Korrespondent: „Der Mißbrauch von Tabak und Alkohol führt zu moralischer durch physische Entwürdigung, aber der mäßige Gebrauch hat solche Folgen nicht. Ich kannte unter anderem einen Mann, der im 86. Jahre starb und der bis zuletzt seine geistige und körperliche Frische behielt, obschon er durch 70 Jahre täglich 14 Stunden rauchte und während dieser Zeit 7500 Pfund Tabak verbrauchte.“



Aerztlicher Ratgeber.

Körperbeschwerden beim Schreiben.

Sehr häufig kommt es vor, daß Personen beim Schreiben im Sitzen von Ohnmachtsanfällen, Zittern, plötzlichem Ausbruch von Schweiß ergriffen werden. Diese Zustände dürften wohl vom Zusammendrücken des Magens und Unterleibes herkommen, und zwar die Folge eines Mißverhältnisses in der Höhe des Stuhles und der Tischfläche sein. Letztere muß unbedingt so hoch über dem Stuhle liegen, daß der Körper in den Weichen mit den Beinen keinen spizen, sondern höchstens einen rechten Winkel bildet. Dadurch wird den sonst nie ausbleibenden Blutstauungen im Unterleibe am besten vorgebeugt. Innere Mittel gegen die betreffende Störung gibt es nicht; fleißiges Wassertrinken ist hierbei aber doppelt ratsam.

Des Bruders Fluch.

Roman von G. von Ziegler. 20
(Nachdruck verboten.)

Er würde ihm auch fluchen! Schaudernnd blickte Haffo auf die weißen Schaumkronen der Brandung, auf die im ersten Sonnenlichte schimmernden Wellen; immer und immer wieder sah er die letzten furchtbaren Zeilen aus des Bruders Brief vor sich, jenes nicht vollendete: „Fluch über!“ — Er hatte es drin in der Brust gefühlt, daß der bedauernswerte Majoratserbe, der nun kalt und tot dem letzten Ehrengelocke entgegenah, demjenigen fluche, welcher ihm so kaltblütig alles geraubt, Weib, Ehre, Geld — aber als das unselige Wort da vor ihm auf dem Papier stand, kam das unendliche Mitleid seines edlen Herzens wohl über ihn, er hatte es nicht vollendet!

Haffo seufzte tief, er wußte kaum mehr, daß der Fürst wie eine Kette neben ihm blieb; seine Gedanken flogen in nagender Reue wiederum zurück; er sollte ja des Bruders Vermächtnis erfüllen und sie glücklich machen, die er sein Kleinod genannt und treu geliebt hatte bis zum letzten Atemzug. Dann war der Fluch getilgt, die Schuld gelöscht! Und was das denn für ihn nicht als das berauschendste, seligste Glück? Er wollte Clemence auf Händen tragen, wie der Verstorbenen, sie, die er so wahnsinnig liebte! Deshalb floh er heute, er durfte sie jetzt nicht sehen.

Er durfte sie nicht sehen, ihre reuevolle Trauer nicht durch seinen Anblick stören, wenn er sie nicht völlig von ihm abwenden sollte! Nach drei Jahren kehrte er heim, dann — er atmete tief auf und blickte sich um. Man wollte sehen die Landungsbrücke einziehen, es war für den Fürsten die höchste Zeit zurückzukehren; nur einige flüchtige Worte wechselten beide Männer noch, dann sah Haffo mit unendlicher Erleichterung denselben sich entfernen.

Und nun klang das langgedehnte „Ahojoh“ der Matrosen, brausende Jubelrufe hüben und drüben, die deutsche Flagge wehte stolz im Winde, die Maschine begann zu arbeiten — und das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. Wie ein Schleier lag es vor den Blicken des hohen Mannes, der reglos da stand und hinüber schaute nach dem Ufer, welches allwäulich sich zu bewegen schien. Was ließ er zurück in der Heimat: Schuld, Schmach, Verbrechen — und die Leiche des Bruders, den der Gram in den Tod getrieben. Nein, er hatte ihn nicht mehr sehen können, es wäre ihm gewesen, als müßten die blutlosen Lippen noch einmal zu reden beginnen, als müßten sie ihm zurufen: „Fluch!“

Wie das wühlte und arbeitete in der Brust, als seien scharfe spitze Dolche hineingestoßen! Wie die Furien ihn durchdrasteten mit dem ewigen, furchterlichen Rufe: Dieb, Fälscher, ehrloser Mann!

Er blickte hinauf zu dem tiefblauen Frühlingshimmel und dann hinab in die Meeres-tiefe, aber umsonst! In feuriger Lapidarschrift sah er immer von neuem den Namen vor sich, den seine Hände nachgemalt: Alexander Baron von Scherfau.

Immer weiter blieben die Ufer zurück, die Türme und Häuser wurden kleiner, die Wellen größer, je mehr man in die See kam; aus dem Tafelwerk klang ein frisches Matrosenlied, Pfeilschnell schossen die Möven vorüber — ein neues Leben umgab den unglücklichen Mann, der sich lautstöhnend mit der Hand die klopfenden Schläfen preßte.

„Clemence,“ murmelte er tonlos, „du allein bleibst mir und Deine Liebe. Aber wenn Du eines Tages erfahren solltest, was ihn, den edelsten der Menschen in den Tod getrieben, wirst Du dann vergeben, vergessen können — oder wirst Du gleichfalls verdammen!“

Und endlich waren die Ufer völlig geschwunden, nur ein schmaler grauer Streifen blieb zurück, der von Minute zu Minute abnahm; es war vorbei! Höher richtete sich Haffo empor, grüßend entblökte er das Haupt und rief mit lauter Stimme: „Mein schönes, blaues Meer, da bin ich! Nimm mich auf, heile mein Gemüt und führe mich zu einem neuem Leben.“ — — —

Als er das Schiff verlassen, wandte sich Fürst Moresku nach dem Kontor des Bankiers Uhlmann, den er auch schon daselbst vorfand. Sehr steif und kühl erhob er sich von seinem Drehstuhl und fragte nach dem Begehr des Eintretenden.

„Ah, mein Herr,“ begann der Fürst in seinem gebrochenen Deutsch, „ich werde Sie nicht lange stören, mein Wunsch ist gering und besteht nur in Auszahlung einer Wechsel.“

„So darf ich um Ihren Namen und den Wechsel bitten, mein Herr, ich habe leider nicht die Ehre —“

„Aber natürlich!“ Gleichmütig holte der elegante Kavalier eine wappengeschmückte Visitenkarte, sowie den ominösen Wechsel hervor und präsentierte beides mit leichter Verneigung dem Bankier, dessen scharfes Auge ihn nur zu gut wieder erkannt hatte.

„Ein Wechsel des verstorbenen Baron von Scherfau?“ fragte er plötzlich scharf und fixierte Moresku, „wie kamen Sie in Besitz desselben?“

„Wie das so kommt! Ich habe — gespielt mit Baron — und diese Summe gewonnen!“

„Das kann nicht sein! Baron Alexander spielte überhaupt nie. Weisen Sie sich genauer aus, mein Herr!“

„Mein Herr, ich muß fern bitte, Ihre Sprach-ku ändere; Sie haben kein Verbrechen vor sich —“

„Sie geben vor, mit dem Verstorbenen gespielt zu haben.“ —

„Um, ja — ich dachte — aber ich auch mög-lich, daß es andre Bruder gewes' ist.“

„Der Kapitän? Allerdings könnte das eher der Fall sein, doch Sie müssen mir zugestehen, mein Herr, daß es wenig vertrauenswürdig ist, eine ungenaue Angabe zu machen und dieselbe dann sogleich zu widerrufen.“

„Ich versteh' mir von Ihre Geschäfte, mein Herr,“ fuhr Moresku beleidigt in die Höhe, nur mein Geld verleihe ich auf diese Wechsel. Derr Name von Baronn is genüg' —“

„Nicht so ganz, Durchlaucht, ich muß erst feststellen, ob derselbe auch — echt ist!“

„Aber das is zu stark.“ schrie der Montene-griner, mit geballter Faust emporspringend, „ich werde doch nicht Name — gefälscht habe! Mein Herr, das ist ein' Beleidigung.“

„Nennen Sie es immerhin so,“ erwiderte der Bankier kalt, „ich habe das Recht, mich sicher zu stellen. Sie sollen jene Summe ungeschämt ausgezahlt erhalten, sobald Kapitän von Scherfau mir die Anweisung, das Geld zu geben, schriftlich zustellt. Ich werde sogleich nach Havre telegraphieren, wo sein Fahrzeug zuerst anlegt.“

Keine Einwendungen, keine Drohungen oder Bitten änderten diesen Beschluß des vorichtigen Geschäftsmannes; ingrimmig verließ endlich der Fürst das Kontor, so mußte er denn noch einige Tage hier bleiben, obschon es ihm bei seinen Finanzen schlecht paßte.

Sie saßen bei der Lampe zusammen, Clemence und ihr Schwiegervater, und erstere las mit ihrer süßen, weichen Stimme vor, während der alte Herr behaglich sein Pfeischen rauchte. Draußen war's dunkel und still, nichts regte sich. Es war alles schon zur Ruhe gegangen. Da plötzlich ward unten an der Schloßthür geläutet, Stimmen ließen sich vernehmen, Schritte kamen die Treppe herauf, immer näher bis ans Wohnzimmer. Jetzt ließ die junge Frau das Buch sinken und rief: „Herein!“

„Ein Telegramm für Frau Baronin,“ meldete der Diener eintönig und zog sich zurück. Erstaunt, erschrocken nahm Clemence das Rou-vret und trat zum Tische, wo sie der Freiherr erwartungsvoll anfaß.

„Von wem ist die Depesche, Kind?“ fragte er beunruhigt, „es wird doch nichts passiert sein?“

„Gott gebe es,“ stammelte Frau von Scherfau, der alles Blut aus dem Gesichte gewichen war, „ich kann es gar nicht öffnen — vor Angst.“

„Nur Mut, kleines Frauchen, der alte Gott lebt noch,“ ermunterte der alte Herr, „oder soll ich statt Deiner lesen?“

„Nein, Papa,“ sie raffte sich zusammen und zerriß das Rouvert; drin im Herzen flüsterte ihr eine Stimme zu, daß nun jenes düstere Geheimnis nahe, welches sie schon längst im Geiste kommen gesehen. Die schlanken Finger entsal-teten langsam das Papier — so langsam, als gelte es, ein Todesurteil aufzuhalten; und nun! Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, es flimmerte und bligte, dann ordnete sich die Schrift, dann vermochte sie zu lesen: „Baron Alexander von Scherfau soeben verunglückt. Bitte um Befehle. Bankier Uhlmann.“

Eine Pause trat ein; Clemence starrte noch immer auf die Worte vor ihr, sie wußte, was

dieselben zu bedeuten hatten, aber sie konnte nicht reden, nicht weinen, nicht denken — es war alles aus in ihrem Innern!

„Nun, mein Kind, was ist denn geschehen? Du siehst ja entsetzlich aus; mein Liebling, komm' zu mir, laß uns das Unglück standhaft ertragen.“

Daß sich ein solches ereignet habe, ahnte der alte Mann wohl, doch die schreckensvolle Wirklichkeit übertraf seine düsteren Vermutungen. Jetzt wandte sich die junge Frau zu ihm und sagte hohl, mit schwankender Stimme: „Er ist — verunglückt, Alexander, und ich — bin — zur Witwe geworden!“

Eine schwere, todestraurige Nacht zog über den Häuptern dieser beiden einsamen Menschen hin; all' das Weh und Herzeleid, welches in den wenigen Worten der Depesche enthalten war, bäumten auf in ihren Seelen, es war dunkel in ihnen — dunkel wie im Grabe!

Der alte Freiherr konnte, nachdem das erste, jähe Entsetzen vorüber, wie ein Kind weinen; all' die Vernachlässigung, die er seinem Ael-tersten bewiesen, die Mißverständnisse, womit er ihn verletzt und verschlossen gemacht, traten deutlich vor seine Seele. Wie gerne, ach wie gerne hätte er sie gut gemacht; Jahre seines Lebens würde er mit Freuden geopfert haben, um ihn noch einmal hier am Tische neben sich zu sehen! Und noch zuletzt, da er sich rasch zu der Reife entschlossen, hatte er ihn heftig ange-lassen, ihm Vangeweile, Vergnügungssucht und allerlei niedere Motive dieselbe betreffend un-tergeschoben.

D könnte er es ungeschehen machen, wie gerne, — wie gerne sollte es geschehen!

Und Clemence? Die feine Stickerin war ihren Händen entsfallen, sie saß noch immer aufrecht wie vor einer Viertelstunde im Behn-stuhl, aber sie weinte nicht. Es war ihr, als laste ein eisiger Druck auf ihrer Stirn, als strömten alle Thränen zum Herzen und lähm-ten dessen Schlag; sie fühlte Mitleid für sich selbst, als sei sie eine Fremde, der man die Todesnachricht von dem Gatten überbracht. Ihre heißen, trockenen Augen verfolgten das Rankenmuster des Teppichs; hier eine Rose, da eine Nelke und über beiden sich grazios windend einen Ephenzweig. Sie zählte me-chanisch das Schlagen des Regulators eins — zwei — drei — bis der zwölfte Ton ver-klungen war — aber trotz allem lag noch im-mer der Druck auf ihr!

„Mein armer Liebling, meine Clemence,“ jammerte der alte Mann, ihr beide Arme ent-gegenstreckend, „nun sind wir beide vereinsamt er kehrt nie mehr wieder, Alexander, der uns so sehr liebte! Komm zu mir, weine Dich aus, es wird auch mir gut thun!“

Zärtlich lehnte das arme, junge Weib ihr blondes Köpfchen an seine Wange, strich mit der weichen Hand über seine Stirn und sagte liebevoll, aber mit einer unheimlichen Ruhe und Klarheit: „Sei ruhig, Papa, ich hole ihn Dir her! Er soll bei uns schlafen und nie mehr fortgehen — er war unser einziges Glück ohne ihn ist's äde und dunkel.“

Fast entsetzt schaute Herr von Scherfau zu seiner Schwiegertochter hin; sie war ihm so fremd, so unheimlich, er begriff sie nicht! Wie in gewöhnlichen Zeiten ergriff sie die Zeitung, die ihm aus den Händen gefallen war, glättete sie und legte sie beiseite, dann zog sie die Klingel.

„Papa,“ sagte sie mit derselben Grabe Ruhe als vorhin, „willst Du den Leuten mitteilen, was uns betroffen hat? Ich reife mit dem ersten Zuge nach Hamburg — um ihn zu holen — er ist so allein — so verlassen.“

Reglos stand sie da. In dem blonden Haar steckte noch eine rote Schleife, sie bemerkte es nicht, sie schien an den Dienstboten, die sich nun nach und nach versammelten, vorbeizusehen und, als der Baron sich nun schwankend aufrichten wollte, reichte sie ihm gelassen den Arm.

„Es ist ein schmerzliches Unglück, liebe Leute,“ begann der ganz gebrochene Mann, dessen Stimme mitunter vor Schmerz versagte, „welches ich Euch allen hierdurch mitteile. Mein — ältester Sohn Alexander — ist verunglückt — ein Näheres haben wir noch nicht erfahren!“

Wie ein lähmender Schreck erfaßte es all die Leute, aber dann, als sie das Angeheure recht zu fassen begannen, sah man in aller Gesichter Thränen, hörte man unterdrücktes Schluchzen. Besonders der alte Heinrich schien völlig fassunglos, er lehnte an der Wand, das Gesicht in beiden Händen verborgen, und ein krampfhaftes Weinen schüttelte seinen gan-zen Körper; daß er das erleben mußte! Sein

lieber junger Herr, den er von Kind auf kannte und auch so zärtlich liebte, war aus dem Leben geschieden, verunglückt fern von Dabeim! Es war nicht zu fassen! Ach tausendmal lieber hätte er selbst sich zum Sterben hingelegt, wenn er dafür ihn erhalten gekonnt!

„Anna,“ ertönte plötzlich die klanglose Stimme der jungen Baronin, „richten Sie alles, damit wir morgen früh — nach Hamburg abfahren können — um meinen Gatten abzuholen.“

Es klang schauerlich! Alle Anwesenden blick-ten scheu auf die junge Frau, deren lilienblaues Antlitz statuenhaft unbeweglich ausah; mit ruhrender Sorgfalt stützte sie den Schwieger-vater, der fast zusammenzubrechen drohte bei dem namenlosen Weh.

Am nächsten Morgen reiste denn auch Frau von Scherfau mit ihrer Kammerjungfer ab; sie hatte fast gar nicht gesprochen während all' der Zeit. Auch als sie sich umkleidete und ein schwarzes Gewand anlegte, blieb sie still und bleich; erst nachdem Anna hinausgegangen war, um eine Kleinigkeit zu holen, trat sie vor den Stehspiegel, blickte unverwandt auf die eigene, düstere Erscheinung, die ihr derselbe zurück-war und murmelte mit zitternden Lippen: „Der Trauerschleier! Da ruht er auf Deinen Haaren, Clemence — und hier drinnen in der Brust steckt ein zweischneidig Schwert. Nein, ich kann nicht weinen — ich bin der Thränen nicht würdig.“

Ein Schauer überrieselte ihre Gestalt, lang-sam wandte sie sich ab und verließ das Zim-mer, während es wie ein qualvolles Stöhnen aus ihrer Brust drang.

Der alte Freiherr entließ unter liebevollen Umarmungen die treue Schwiegertochter; sie war sein einziger Trost und sein Sonnenstrahl, er betrachtete sie als Alexanders Vermächtnis und ihr starrer, wortloser Schmerz schnitt ihm tief in die Seele. — — —

Unaufhaltsam brauste der Zug dahin, mit dem Baronin Clemence telegraphisch ihr Ein-treffen angekündigt hatte. Apathisch, kaum eines Gedanken fähig, lehnte die unglückliche junge Frau in den Polstern und blickte hinaus in die vorüberfliegende Gegend; doch sie be-merkte nicht, ob Bäume, ob Strauch, Dörfer oder Felder vorbeizuhüchten, ihr armes zuckendes Herz umfaßte nur die eine trostlose, entsetzliche Thatsache: „Tot — Alexander war tot!“

Die ganze Reihenfolge der Ereignisse seit gestern zog nochmals an ihrem Geiste vorüber, sie schlug den Schleier vor ihre bleichen Wangen; das Schicksal hatte gar bald aus dem sorglos tänzelnden, fröhlichen Mädchen eine ernste, herbgeprüfte Frau gemacht!

Schriß pfeifend fuhr der Zug in den Bahn-hof ein und der erste, auf den Clemences Blick fiel, war der treue Kammerdiener ihres Ge-mahls, Hermann, der ernst und traurig da stand. Als der Schaffner die Koupeithür aufriß, eilte eine schöne, vornehme, in tiefe Trauer geklei-dete Dame der jungen Witwe entgegen und fiel ihr voll Entsetzten um den Hals.

„Mein geliebtes Kind, meine Clemence! So müssen wir uns wiedersehen! Wie Du mich dauerst, dieser furchtbare Schlag.“ —

„Mama,“ stammelte die Baronin, sich aus der stürmischen Umarmung befreiend, „wo kommst Du her? Ich vermute Dich in der Residenz.“

„Du sollst alles hören, Clemence, doch nun komm in's Hotel, wir besprechen später alles.“

Aber Frau von Scherfau hatte gesehen, wie Hermann sich ungewiß näherte; rasch trat sie ihm entgegen und reichte ihm die schmale be-handschuhte Hand.

„Hermann,“ sagte sie trauervoll, „wer hätte das gedacht, wie alles kommen sollte, als Sie mit Ihrem Herrn abreisten! Ich — habe mit ihm — mein Glück verloren.“

„O, hätte der Tote diese schlichten Worte ver-nehmen können, er, dem der Gedanke, daß sie einen anderen liebe, die letzten Lebenstage ver-dunkelt!“

Wortlos küßte der treue Mensch die schlän-ken Finger seiner Herrin und eine Thräne rann über seine Wangen. „Wäre ich bei ihm gewesen, Frau Baronin, es wäre nicht passiert! Aber der Herr Kapitän —“

„Wo ist — mein Schwager?“

„Er ist heute früh in See gegangen,“ brach Hermann grollend los, „Gott verzeih es ihm — er wollte meinen toten Herrn nicht mehr sehen. —“

(Fortsetzung folgt).

